

Die Abbildung auf dieser Seite
steht aus urheberrechtlichen
Gründen für die Online-
Vorschau nicht zur Verfügung.

Michael Wood

Auf den Spuren der Konquistadoren

Aus dem Englischen übersetzt
von Ursula Blank-Sangmeister
unter Mitarbeit von Helga Biem

Reclam

Titel der englischen Originalausgabe:
Conquistadors. The Spanish Explorers and the Discovery of the New World.
London: BBC Worldwide Limited, 2000
Reprint: London: BBC Books, imprint of Ebony Publishing.
A Random House Group Company

*Für Joaquín García Sánchez
und David Wallace*

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20341
Alle Rechte vorbehalten
© für die deutschsprachige Ausgabe
2003, 2016 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
Die Übersetzung erscheint mit Genehmigung von
Woodlands Books Ltd, part of The Random House Group Ltd,
20 Vauxhall Bridge Road, London SW1V 2 SA
© Michael Wood 2000, 2001
The moral right of the author has been asserted
Umschlagabbildung: Francisco Pizarro (Gemälde von Daniel Díaz Vázquez) /
Cassas Grandes
Bildrecherche: Deirdre O'Day
Kartenzeichnung: Olive Pearson
Gesamtherstellung: Reclam Ditzingen. Printed in Germany 2016
RECLAM ist eine eingetragene Marke der
Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020341-5
www.reclam.de

Inhalt

Prolog »Der Herr des Schneesterns«	7
1 Cortés und Montezuma	13
2 Der Krieg zwischen den Welten	93
3 Der Sieg über die Inkas	128
4 Der große Krieg der Inkas	189
5 El Dorado: Die Reise Francisco Orellanas	225
6 Cabeza de Vacas Abenteuer	287
Epilog »Die ganze Welt ist menschlich«	337
Abbildungsnachweis	348
Literaturhinweise	349
Danksagung	357

Die Abbildung auf dieser Seite
steht aus urheberrechtlichen
Gründen für die Online-
Vorschau nicht zur Verfügung.

Die Spanier verschiffen Gold nach Spanien.
Stich von Théodor de Bry (1528–1598)

Prolog »Der Herr des Schneesterns«

Alles, was sich seit der wunderbaren Entdeckung der amerikanischen Kontinente ereignet hat, ist so außergewöhnlich, dass die ganze Geschichte für jemanden, der sie nicht selbst miterlebt hat, völlig unglaublich ist. Sie scheint fürwahr alle Taten, von denen wir je gehört haben – mögen sie auch noch so rühmenswert gewesen sein –, in den Schatten zu stellen und dem Vergessen zu überantworten.

BARTOLOMÉ DE LAS CASAS, *Sehr kurzer Bericht über die Verwüstung Westindiens*, 1542

Schon vor drei Uhr morgens sind wir auf den Beinen; wir trinken hastig mehrere Tassen heißen Koka-Tee, und jeder von uns stopft sich vorsorglich einen Klumpen Koka-Blätter in den Mund. Der Boden draußen ist weiß vor Frost. Es ist bitterkalt, und wir ziehen uns Schicht um Schicht alles über, was wir an Kleidung haben. Ein tiefer Atemzug, dann den Rucksack auf. Hieronymo, der muntere Pferdeführer, hat vier Tragegehilfen für die schwere Ausrüstung, das Stativ und die Kisten – und dabei haben wir die Filmausrüstung schon auf das Notwendigste beschränkt. Für meine Kameras nehme ich den Rucksack, was ich aber sehr schnell bereue. Jedes zusätzliche Gewicht belastet schwer.

Wir starten auf einer Höhe von 5000 Metern, müssen ein tückisches, von Bächen durchzogenes Geröllfeld überqueren und auf steilen Felsen bis auf fast 5700 Meter hinaufklettern. Auf den ersten 100 Metern, nachdem wir das Camp verlassen haben, zerreißt es uns fast die Lungen: Alle paar Sekunden schnappst du nach der eiskalten Nachtluft und scheinst nicht genug zu bekommen, man ertrinkt fast in der Luft. Der Nachthimmel ist bewölkt, doch der gerade abnehmende Vollmond, wässrig hinter einem dünnen Wolkenvorhang, beleuchtet uns den Weg. Alle zehn Minuten bleiben wir stehen, um zu ver-

schnaufen, und nach etwa einer Stunde erreichen wir den Fuß des Gletschers, das heilige Eis, das die Pilger auf Ketschua, in der Sprache der Inkas, Quoyllur Riti nennen, den »Herrn des Schneesterns«.

Beim Aufstieg auf den Gletscher erhebt sich unter dem nachtblauen Himmel, eingerahmt von schwarzen Felsen, plötzlich das riesige weiße Eismassiv gleich einem reglosen, bleichen Ungeheuer. Die letzten paar Meter stolpern wir über steinige Stufen hinunter bis an den äußersten Rand des Eises. Es glitzert, tropft leicht vor sich hin, scheint fast lebendig zu sein. Reihen von Wachskerzen stehen unter seinem Rand, und Menschen sitzen in kleinen Gruppen schweigend da, manche beten, manche halten sich an den Händen. Zwei Frauen in traditioneller Landestracht, mit runden Fransen-Hüten und *huipils* (Kitteln) sitzen bei ihren Kerzen und murmeln friedlich vor sich hin.

Unser Führer steigt sofort in die Spalte am Eisrand, berührt das Eis mit seiner Stirn, grüßt und umarmt es und bestreut es mit Koka-Blättern. Dann schwingt er seinen federgeschmückten Spazierstock und streicht noch einmal über das Eis, wobei er ein stummes Gebet in Ketschua an den *apu*, den Geist des Berges, richtet. Es ist ein magischer Augenblick, der durch den klagenden Ton von Pfeife, Ziehharmonika und Trommel irgendwo draußen in der Dunkelheit noch sehr viel ergreifender wird.

Weiter oben auf dem Gletscher bietet sich im frühmorgentlichen Dämmerlicht ein herrlicher Blick: schwarze zerklüftete Gipfel, die Spitzen von Schneestreifen betont, während die ersten Vorboten des Morgengrauens das dunkle Blau des Nachthimmels weicher machen. Auf den verschneiten Hängen führen Gruppen von Tänzern mit in Tierfelle gehüllten Bärenmenschchen und mit Peitschen ihre Rituale auf. Es ist die älteste Form des Kults, den es schon vor den Spaniern, ja vor den Inkas gab.

Es wird allmählich heller, die Gipfel sind in Gold getaucht; leuchtende Lichtstrahlen ziehen über den Schnee in den hoch

gelegenen Schluchten. Es gibt Szenen ausgelassener Fröhlichkeit – Blaskapellen und heitere Lieder. An einer steilen Stelle des Gletschers ist eine Rutschbahn im Schnee; dort haben sich Trauben von Menschen versammelt, um unter lautem Gejohle und Jubel hinunterzusausen; ein Mann wiegt sein Euphonium. Der Himmel strahlt jetzt in einem kräftigen Blau, und gegen acht Uhr blitzt unter dem Beifall der Menge die Sonne über die Bergspitze.

Oben auf dem Gletscher sind Hunderte winziger Punkte zu sehen: Leute, die als wichtigstes Souvenir Eis mit nach Hause nehmen, das sie aus den Schollen herausgehackt haben. An einer Seite sind einzelne Pilger dabei, sich Eisblöcke auf den Rücken zu laden, genau so, wie sie auf den alten Trinkbechern des Andenvolks abgebildet und von Guaman Poma, dem aus den Anden stammenden Chronisten des 16. Jahrhunderts, beschrieben sind. Einer von ihnen bleibt stehen, und während er auf die umliegenden Gipfel weist, sagt er zu uns:

»Diese Berge sind unsere *apus*, unsere Geister. Wir sind eine Gemeinschaft aus Paucartombo im Heiligen Tal. Wir kommen jedes Jahr hierher. Wenn wir oben auf dem Eis gewesen sind, gehen wir zu Fuß auf jenem Pfad dort weiter bis nach Tayankani zu einem heiligen Felsen, *huaca*, oben westlich des Tals. Wir marschieren bis morgen Mittag. Das haben auch unsere Vorfahren immer getan. Diese Zeremonien haben mit der Kirche nichts zu tun.«

Mehrere Leute waren jetzt zu uns gestoßen, und ein alter Mann mischte sich auf Spanisch ein: »Was wir machen, ist ein richtiger Gottesdienst, obwohl er nichts mit der Kirche zu tun hat.« Ein dritter, gebildeterer Mann sprach:

»Wie wir aus Erzählungen wissen, sagte der Manco Inka, als er beim Eintreffen der Weißen gegen die Spanier kämpfte, zu den Einheimischen: »Vergesst nicht die Rituale eurer Vorfahren ... Verhaltet euch in der Öffentlichkeit, so wie es von euch erwartet wird, doch haltet zu Hause an unseren alten Sitten und

Zeremonien fest, die euch ans Herz gewachsen sind.« Und genau das tun wir noch immer.«

Dies war ein Thema, das uns, als wir auf den Spuren der Konquistadoren die amerikanischen Kontinente bereisten, immer wieder begegnen sollte.

Dieses Buch handelt von Begebenheiten, die vor rund 500 Jahren stattgefunden haben. Innerhalb weniger Generationen wurden die letzten Hochkulturen, die sich unabhängig voneinander auf der Erde entwickelt hatten, ausgelöscht. Während dieser Eroberung nahmen spanische Expeditionscorps unglaubliche Entbehrungen auf sich, um Gebiete von Feuerland bis nach North und South Carolina zu erschließen. Wenn überhaupt, gab es nur wenige historische Ereignisse, die sich mit diesen Unternehmungen, was Dramatik, Durchhaltevermögen und die Überwindung unvorstellbar riesiger Entfernungen anlangt, messen können.

Hier in Peru machten die spanischen Konquistadoren, wie schon in Mexiko, den einheimischen Staat, das Reich der Inkas, und seine Staatsreligion zunichte, doch unterhalb der Ebene der Herrscher sucht sich die Geschichte geheimnisvolle Wege, und viele Glaubensüberzeugungen und Bräuche werden von der einfachen Andenbevölkerung hartnäckig beibehalten. Die Zeremonie auf den wilden, bedrohlichen Hängen des heiligen Berges war ein Beispiel dafür.

Nachdem die Pilger mit ihrem Abstieg begonnen hatten, blieb ich noch eine Weile auf dem Eis; ich konnte mich von dem herrlichen Anblick dieser eindrucksvollen Landschaft noch nicht losreißen. Die Geschichte hinterlässt viele Wunden – manche heilen nie, manche mit der Zeit. Die *Conquista* war eines der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte und zugleich eines der grausamsten und verheerendsten. Aber in der Geschichte gibt es kein Zurück – und Schuldzuweisungen und Bedauern sind sinnlos. Wir können nur versuchen zu verstehen. Die Vergangenheit der Inkas wurde bereits in der unmit-

telbar auf die Eroberung folgenden Generation idealisiert, von peruanischen Historikern wie Guaman Poma und Garcilaso Inca. Das ist auch heute noch so. Doch diese Vergangenheit ist heute unwiederbringlich verloren. Was wir aber heute sehen, sind die Folgen der Eroberung und dessen, was sich in fast 500 Jahren danach ereignete.

Auf unseren Reisen habe ich oft das Schicksal all dieser traditionellen Kulturen beklagt, die gegen die Ausbreitung einer globalen Kultur ankämpfen, und den Verlust jener über Jahrtausende aufgebauten Identitäten, die innerhalb von einer oder zwei Generationen so schnell hinweggefegt wurden. Doch Traditionen wie die Wallfahrt zum Quoyllur Riti sind aufregende Mischungen aus Vergangenheit und Gegenwart, aus der Kultur Spaniens und der der Inkas, und sie zeigen, dass aus dem, was aus den Trümmern der Geschichte noch übrig ist, neue Identitäten erwachsen; auf magische Weise halten sich diese kodierten Erinnerungen in den Gesellschaften und Kulturen ebenso wie im Volk am Leben. Etwas wird weitervererbt, fast wie in der Genetik. Zu Beginn des dritten Jahrtausends bleibt die Vergangenheit in uns lebendig; sie erschafft neue Welten aus den Trümmern der alten und aus dem unbarmherzigen, zerstörerischen Gang der Geschichte.

Als wir uns zum Aufbruch bereitmachten, war das Tal sonnenüberflutet, der Klang von Blasmusik brach sich an den umliegenden Gipfeln. Schneegischt trieb am Gletscher über unseren Köpfen, Koka-Blätter wirbelten im Wind und etwas, das aussah wie funkelnde Splitter von Gold. Wenn ich jetzt zurückschaue, war dies ein passender Beginn für eine Reihe von Reisen, die uns auf den Spuren der Konquistadoren von Miami Beach bis zum Titicaca-See führen sollten, von den Wüsten des nördlichen Mexiko bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Anden und von den Urwäldern des Amazonas bis zu den Höhen des Machu Picchu.

Michael Wood



1 Cortés und Montezuma

Als wir all jene ins Wasser gebauten Städte und Dörfer und die anderen großen, auf festem Grund errichteten Orte sahen, dazu den nach Mexiko führenden geraden, ebenen Damm, konnten wir nur noch staunen. Diese riesigen Städte, Heiligtümer und Bauwerke – allesamt aus Stein –, die sich aus dem Wasser erhoben, erschienen uns wie eine Phantasmagorie aus dem Amadisroman. In der Tat fragten einige unserer Soldaten, ob dies alles nicht nur ein Traum sei. Deswegen kann es nicht verwundern, wenn ich in diesem Ton davon berichte. Es war alles so fantastisch, dass ich nicht weiß, wie ich den ersten Eindruck wiedergeben soll, den nie zuvor gehörte, nie zuvor gesehene, nie zuvor erdachte Dinge auf mich gemacht haben.

BERNAL DÍAZ DEL CASTILLO, *Die Eroberung des neuen Spaniens*, um 1565

In den letzten heißen Augusttagen des Jahres 1520 – Montag, den 27., um genau zu sein – stattete in Brüssel der Künstler Albrecht Dürer der Residenz des spanischen Königs und Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, Karls V., einen Besuch ab. Dürer, der damals 50 Jahre alt und ein berühmter Maler war, schlenderte durch den entzückenden Garten hinter dem Palast, bewunderte die Brunnen, das Labyrinth und den Tiergarten und freute sich an den Schöpfungen der humanistischen Kultur Europas. Zufälligerweise war an eben diesem Tag und tatsächlich zur selben Stunde Hernán Cortés im fernen Mexiko gerade dabei, im Namen König Karls die mexikanische Stadt Tepeaca anzugreifen, ihre Krieger niederzumetzeln, ihre Frauen zu brandmarken und zu versklaven, Menschen aufzuschlitzen, zu verbrennen und sogar lebendigen Leibes den Hunden zum Fraß vorzuwerfen.

Mittlerweile führte Cortés in Mexiko seit 18 Monaten Krieg. Er hatte bereits die ersten Berichte über die aztekischen Wunder nach Europa geschickt. Ihnen beigefügt war auch eine Karte der großartigen Hauptstadt Tenochtitlán mit ihren unzähligen Wasserwegen und Kanälen – gleichsam ein zweites Venedig, aber größer und spektakulärer (nach Cortés »das Schönste, was es auf der Welt gibt«). Cortés hatte ebenfalls Schätze und Kunstwerke der bislang unbekanntes Kultur nach Europa gesandt. Diese waren nun in Brüssel angekommen und im Hause des Königs eingetroffen. Man forderte Dürer auf, einzutreten und die in den Gemächern ausgestellten Stücke anzuschauen. Er hielt seine Eindrücke in seinem Tagebuch fest:

»Auch sah ich die Dinge, die man dem König aus dem neuen Goldland gebracht hat: Eine ganz goldene Sonne, eine ganze Klafter breit, desgleichen einen ganz silbernen Mond, eben so groß, desgleichen zwei Kammern voll Rüstungen der Leute dort, desgleichen allerlei Wunderliches von ihren Waffen, Harnischen und Geschossen; gar seltsame Kleidung, Bettgewand und allerlei wundersame Gegenstände zu menschlichem Gebrauch, was da viel schöner zu sehen ist, als Wunderdinge. Diese Sachen sind alle so kostbar gewesen, dass man sie hunderttausend Gulden wert schätzt. Ich aber habe all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz so sehr erfreut hätte, wie diese Dinge. Denn ich sah darunter wunderbare, kunstvolle Sachen und wunderte mich über die subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen. Ja ich kann gar nicht genug erzählen von den Dingen, die ich da vor mir gehabt habe.« (Ausg. von Moriz Thausing, Wien 1872, S. 90.)

Die goldene Scheibe (ein aztekischer Kalender?) und die anderen wertvollen Metalle sind schon seit langem eingeschmolzen. Doch einige wenige Stücke, die Dürer an jenem Tag sah, sind erhalten geblieben: reich verzierte kultische Speerwerfer, mit Gold überzogen, ein kleiner Jade-Frosch, eine Obsidian-Klinge. Das Bemerkenswerteste von allem, die an König Karl

gesandten Federarbeiten, sind noch heute zu sehen: Schilde, Fächer, Standarten und Mäntel, ein Mosaik, das den Dämonen Ahuitzotl darstellt; und selbst jetzt noch, fast 500 Jahre, nachdem diese Kunstwerke hergestellt wurden und wenngleich ihre Farbe etwas verblasst ist, plustern sich die grünen Quetzal- und die blauen Ara-Federn auf, wenn man sie anhaucht oder sanft über sie streicht. In ihrer Lebendigkeit und Fremdheit beschwören sie den Schock des Neuen herauf, den so viele Menschen in dieser Zeit verspürt haben, als die Schätze der Azteken und der Mayas oder das Gold der Inkas in Europa ankamen.

»Es war ein Wunder«, sagte der Konquistador Cieza de León, »dass diese wundervollen Länder durch die ganze Geschichte hindurch dem Rest der Welt unbekannt geblieben waren und von Gott geschützt wurden, um in unserer Zeit entdeckt zu werden.«

Der Schock des Neuen

Die Entdeckung der Neuen Welt wird als das bedeutendste Ereignis in der Geschichte bezeichnet. Sie hatte einen starken Einfluss auf die Fantasie ebenso wie auf die Wirtschaft und Kulturen der Alten Welt. Die von Dürer beschriebene Szene wirft ein Schlaglicht auf den Zusammenprall dieser Welten. Es war dies ein ganz besonderer Augenblick, in dem Dinge, die einem unbekanntem Kontinent entstammten, in die Gesellschaft der europäischen Renaissance eingeführt wurden.

Die Konquistadoren brachten exotische Früchte mit nach Hause, die die Ernährung, wie sie die Europäer seit der Steinzeit kannten, verändern sollten: Kartoffeln, Tomaten, Paprika, Mais, Süßkartoffeln, Avocados, Guajaven, Ananas, Tabak und Schokolade (ein gutes aztekisches Wort), um nur ein paar Neuerungen zu nennen. Desgleichen hatten sie Musterexemplare der Flora und Fauna der Neuen Welt in ihrem Gepäck: Magnolien

aus Mittelamerika, Lupinen aus den Anden und Dahlien, deren röhrenförmige Blütenblätter durch Kreuzung in aztekischen Gärten entstanden waren. Um die Neugier der Reichen zu befriedigen, brachten sie auch Papageien, Aras und Tukane mit in die Alte Welt.

Es gab auch Menschenfracht. Kolumbus hatte bereits fassungslose karibische Indianer nach Europa befördert; jetzt transportierte Cortés mexikanische Ballspieler und Jongleure, die dem König in Sevilla ihre Kunst vorführen sollten. Später fuhren sie nach Rom und »ließen einen Holzklotz auf ihren Füßen tanzen ... vor einem entzückten Papst«. In Paris führten Amazonas-Indianer in Zirkusvorstellungen Szenen aus ihrem Urwald-Leben vor; ein brasilianischer Häuptling wurde Heinrich VIII. vorgestellt, und ein Eskimo-Paar von der Baffin-Insel beeindruckte die Londoner mit seinem würdevollen Auftreten und seiner Bescheidenheit.

Die von diesen Völkern hergestellten Artefakte wurden von Sammlern begehrt, so wie es auch heute noch der Fall ist. Jade-Figuren, Masken aus Türkis, aztekische Opfermesser – alles fand seinen Platz in den Vitrinen der Antiquare, gleich neben altgriechischen Votivphalli und römischen Münzen. Der Astrologe Elisabeths I., John Dee, besaß eine aztekische Scheibe aus Obsidian und beschwor durch seinen »Teufelsspiegel« die Geister. Solche Dinge zogen den Betrachter in ihren Bann, informierten ihn, evozierten ein Gefühl für das Wunderbare – und machten Menschen verrückt. Bilder von Indianern der Neuen Welt schmückten Mausoleen der Renaissance und Kirchengestühl, Skulpturen von Bernini und Gemälde von Velázquez. Und die Idee der Neuen Welt durchdringt Gedichte, Theaterstücke und literarische Werke wie Thomas Morus' *Utopia*, Montaignes Essays und Shakespeares *Sturm* mit seinem kritisch-ironischen Kommentar über die »Schöne neue Welt«.

Andere Aspekte dessen, was man den »kolumbischen Aus-

tausch« zwischen der Alten und Neuen Welt nennt, waren so destruktiv, dass man es kaum fassen kann. Die *Conquista* entfesselte Gewalt, Tod und Vernichtung in einem bis dahin ungeahnten Ausmaß. Pocken, Malaria, Masern und viele sexuell übertragene Krankheiten gehörten zu den Vermächtnissen, welche die Alte Welt der Neuen hinterließ. Die Syphilis nahm vielleicht (das bleibt allerdings umstritten) den umgekehrten Weg – den aus der Neuen Welt in die Alte.

Die Auswirkungen der Krankheiten waren, wie wir noch sehen werden, verheerend – ein in der Geschichte einmaliger Holocaust (wie man sagen könnte). Mehrere 10 Millionen Menschen starben im Laufe des 16. Jahrhunderts. Eine gleichfalls gravierende Folge der Eroberung und ihrer Epidemien war der Sklavenhandel mit Afrika, den die europäischen Kolonialmächte nutzten, um sich in beiden amerikanischen Kontinenten Ersatz für den Ausfall ihrer Arbeitskräfte zu beschaffen. Man schätzt ihre Zahl auf eine Million im ersten Jahrhundert, aber die Zahl stieg ständig; im 18. Jahrhundert, so glaubt man, gab es die ungeheure Menge von 7 Millionen Sklaven in der Neuen Welt, wobei während des gesamten Zeitraums elf Millionen Menschen gewaltsam aus Afrika wegtransportiert wurden. Es handelte sich um die größte Völkerbewegung in der Geschichte. Im Lichte dieser entsetzlichen Statistik kann es nicht verwundern, dass im 16. Jahrhundert, und zwar in Spanien, der Kampf um die Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte und um eine gerechte Weltordnung begann (vgl. S. 338) – ein Kampf, der noch immer nicht zu Ende ist.

Die Wurzel dieser erstaunlichen Expansion war die Verlockung des Goldes. Das Zeitalter der Entdeckungen war auch das erste Zeitalter des Kapitals. Die Bankiers Europas halfen, die Expeditionen der Konquistadoren zu finanzieren. Als er zum ersten Mal die Neue Welt betrat, verlangte Kolumbus Gold: »Denn wenn man Gold hat, kann man in der Welt machen, was man will.«

In Mexiko erzählte Cortés den Azteken mit der ihm eigenen feinen Ironie, er und seine Männer »litten an einer Herzkrankheit, die sich nur mit Gold heilen lasse«. Cieza de León kam auf die Idee, nach Peru zu segeln, nachdem er gesehen hatte, wie das Gold der Inkas in Sevilla gelöscht wurde. »Solange ich lebe, kann ich das nicht vergessen.« All dies verblüffte die Eingeborenen – und zum Schluss widerte es sie an. Der Historiker Guamán Poma, ein Halbblut-Inka, schilderte einen Indianer, der einen Spanier fragte: »Esst ihr wirklich dieses Gold?« Und der Spanier erwiderte: »Ja, natürlich machen wir das!« Der letzte der großen Inkas, Manco persönlich, bemerkte bitter: »Selbst wenn sich der Schnee der Anden in Gold verwandeln sollte, wären sie noch immer nicht zufrieden.«

Beim Zusammentreffen dieser beiden Welten prallten sowohl Körper als auch innere Einstellungen aufeinander. Und deshalb sind dies nicht nur Geschichten von Eroberung und Entdeckung, Heldentum und Habgier, sondern auch Geschichten über Veränderungen unserer Weltsicht; Veränderungen in unserer Auffassung von Geschichte und Kultur und in unserem Verständnis vom Wesen des Menschen und dem der Natur.

Die Eroberung der Neuen Welt hatte zudem einen ungeheuren Einfluss auf die Wirtschaft der Welt, mit Auswirkungen, die weit über die Grenzen Europas und der beiden amerikanischen Kontinente hinausgingen; sie beschleunigte eine Schwerpunktverlagerung von der alten eurasischen Landmasse hin zu den Ländern der atlantischen Küste; sie ergriff die traditionellen Kulturen Chinas, Indiens, Persiens und der arabischen Welt. Während der Eroberung nahmen europäische Länder Besitz von einem ganzen Kontinent mit seiner Bevölkerung und seinen natürlichen Ressourcen: der Beginn der modernen Globalisierung von Politik und Wirtschaft, von Informationstechnologie und Kultur. Und in diesem Licht bekommt die Geschichte der Eroberung heute eine schmerzliche Brisanz, da sich ihre

Auswirkungen überall auf der Welt verfolgen lassen. Aus eben diesem Grund bezeichnen Karl Marx und andere diese Eroberung als »das folgenreichste Ereignis in der Geschichte der Welt«.

Was Cortés nicht wusste

Nach Kolumbus überschlugen sich die Ereignisse so sehr, dass es für uns leicht ist, die Eroberung fast als *fait accompli* zu betrachten: Ein Kontinent wartete nur darauf, von den Gewinnern des historischen Wettkampfs in Besitz genommen zu werden. Aber für die damals lebenden Menschen – die Spanier oder die amerikanischen Eingeborenen – hatte die Sache ein ganz anderes Gesicht.

Die Entdeckung der Neuen Welt – wie wir aus europäischer Perspektive sagen – beanspruchte einen ziemlich langen Zeitraum und dauerte eher Jahrhunderte als Jahre. Sie entfaltete sich in den Köpfen der Menschen genauso wie im physischen Raum, und es wäre ein Fehler, anzunehmen, die Europäer hätten zu Beginn dieses Unternehmens auch nur geahnt, dass ein riesiger und bevölkerungsreicher Kontinent auf seine Entdeckung wartete.

Trotz ihrer hoch entwickelten Kultur waren die Menschen der Renaissance noch leichtgläubig und hatten nur rudimentäre Vorstellungen von Geographie und vergleichender Ethnologie. Nichts in ihrer geschichtlichen Vergangenheit hatte sie auch nur im Entferntesten auf die kommenden Ereignisse vorbereitet. Ihr Verständnis von der Schöpfung beruhte noch auf der Bibel. Und wie wir den Karten, die vor den Reisen des Kolumbus angefertigt wurden (s. Abb. S. 20), entnehmen können, war ihr Konzept der materiellen Welt noch immer das der klassischen Geographen, für die Europa, Afrika und Asien die »dreigeteilte Welt« darstellten. Sie hatten keine guten Instrumente oder

Die Abbildung auf dieser Seite steht aus urheberrechtlichen Gründen für die Online-Vorschau nicht zur Verfügung.

Diese 1489, drei Jahre vor Kolumbus' erster Reise gedruckte Karte zeigt die Welt noch so, wie die klassischen Griechen sie sich vorstellten. Sie legt nahe, dass man auf dem Seeweg nach Westen nach China kommt.

Landkarten, und sogar noch 20 oder 30 Jahre nach Kolumbus hielt man die neu entdeckten Gebiete lediglich für zwischen Europa und Asien gelegene Inseln. Als der Papst die Neue Welt im Vertrag von Tordesillas 1494 in eine spanische und portugiesische Einflusszone aufteilte, zeichnete er daher in Wahrheit einen willkürlich gewählten Längengrad in einen leeren Raum – ohne Bezug zur Realität.

Wenn wir in die Welt von Cortés und seinen Zeitgenossen eindringen wollen, müssen wir uns klarmachen, dass ihre Vorstellung von der Welt verschiedene Stufen durchlief, wobei sich ihr Wissensstand langsam erweiterte; es war eine Welt, in der die jetzt von den amerikanischen Kontinenten eingenommene

Fläche weitgehend aus offenem Meer bestand, in dem eine Handvoll Inseln von seltsamen primitiven Völkern bewohnt wurden, Menschen, die nicht waren »wie wir«; vielleicht entstammten sie nicht einmal dem in der Bibel beschriebenen selben Schöpfungsakt.

Nach Meinung mancher Leute konnten die amerikanischen Einheimischen mit dem Wort »Gott« nichts anfangen und waren durch den Teufel verdorben worden; nach anderen fiel ihr Ursprung in die Zeit vor dem Sündenfall, und sie lebten in einer Unschuld, die der korrupte Westen schon lange verloren hatte. Wie dem auch sei, während dieser ganzen Zeit wurden die Eingeborenen fast gar nicht als autonome menschliche Wesen angesehen. Die Europäer führten in ihrem Gepäck einen jahrhundertalten Eurozentrismus mit sich und dazu den christlichen Monotheismus; für sie gab es nur *eine* Wahrheit, *eine* Zeit und *eine* Version der Wirklichkeit.

Künstler wie Dürer mögen von den Kunstwerken der Primitiven beeindruckt gewesen sein; Akteure wie Las Casas von ihrer Menschlichkeit; Konquistadoren wie Cieza de León und Mansio Serra de Leguizamon von ihrem angeborenen Sinn für Gerechtigkeit, von ihrem geordneten Staatswesen, von der »Rationalität« ihrer Gesellschaften – doch die meisten betrachteten sie als Lebewesen zweiter Klasse.

Die Europäer debattierten endlos darüber, ob sie überhaupt eine Seele hätten. Oder waren sie doch Menschen ihresgleichen? Sie waren politisch organisiert: Hieß das auch, sie waren – im christlich verstandenen Sinne – zivilisiert? War ihre Religion das unmittelbare Werk des Teufels? Diskussionen dieser Art erbrachten eine Menge Verlautbarungen: Gesetze für die Indianer, Unterwerfungsrituale, utopische Texte, Predigten, Vorträge, päpstliche Bullen; und während Männer wie Las Casas behaupteten, die Indianer besäßen die vollen Menschenrechte, waren sie in den Augen des Humanisten Juan Gines de Sepulveda Barbaren, deren wunderschöne Kunst »kein Beweis einer

höheren Intelligenz« war: »Denn erschaffen nicht auch Bienen und Spinnen herrliche Dinge, welche die Menschen so nicht zustande bringen können?« Wie »der Andere« zu sehen ist – darum geht es in unserer Geschichte.

Was Cortés wusste

In der Geschichte kommt alles auf den richtigen Zeitpunkt an. 1504 kehrte Kolumbus von der letzten seiner vier Reisen zurück. Zu dieser Zeit hatten die Portugiesen bereits Brasilien erreicht und – in anderer Richtung – eine Handelsroute nach Indien erschlossen. Im Indischen Ozean waren die Portugiesen mit chinesischen Seefahrern in Kontakt gekommen, die im frühen 15. Jahrhundert das Kap der Guten Hoffnung umsegelt hatten. Die chinesischen Schiffe waren vier- oder fünfmal länger als die des Kolumbus; riesige Schiffe, welche über die Technologie verfügten, die später vom Westen genutzt wurde, um den Erdball zu beherrschen: Schießpulver, Heckruder, wasserdichte Schotten, Kompass. Ihre Seefahrtsverzeichnisse enthielten die Namen der Zwischenstationen von China bis Madagaskar; ihre Flotten transportierten bis zu 27 000 Passagiere und hatten Schiffsgärten, in denen frisches Gemüse angebaut wurde. In den 20er-Jahren des 15. Jahrhunderts war eine chinesische Dschunke innerhalb von vierzig Tagen in den südlichen Atlantik gesegelt; und chinesische Seefahrer befuhren die Straßen von Dschidda am Roten Meer.

Die in diesem Buch erzählte Geschichte wirft immer wieder die Frage auf »Wie wäre die Historie verlaufen, wenn?« Die Chinesen hätten ohne weiteres die Neue Welt erreichen können. Und was wäre das für eine interessante Begegnung geworden, wenn Seefahrer der Ming-Dynastie in die Inkastadt Cuzco gekommen und dabei auf Menschen getroffen wären, die ebenso wie sie ursprünglich aus Asien stammten und deren Kultur

in mancherlei Hinsicht noch immer geheimnisvolle, intensive Verbindungen mit ihren asiatischen Wurzeln aufwies? Zweifellos hätten sie einander besser verstanden, und vielleicht hätten sie sich auf irgendeine entfernte Weise wiedererkannt. Doch statt der Chinesen waren es die Spanier und Portugiesen und später die Franzosen und Engländer, die sich die Neue Welt zu eigen machen sollten.

Nach Kolumbus' ersten Entdeckungsreisen wuchsen die geographischen Kenntnisse der Europäer sehr schnell an. Im Januar 1500 stieß ein spanischer Seefahrer, Vincente Pizon, auf die brasilianische Küste bei Pernambuco und erreichte die Mündung eines Flusses; fast 100 Meilen segelten sie durch ein Gewirr von Inseln. Der Strom war unendlich lang und breit, und sie nannten ihn Santa Maria de la Mar Dulce (Heilige Maria des Süßen Meeres). Es war der Amazonas.

Einige Monate später »entdeckte« der portugiesische Seefahrer Pedro Alvarez Cabral zufällig – auf seinem Weg nach Indien war er zu weit nach Westen abgetrieben – den südlichen Teil Brasiliens. Im Norden hatten Nordeuropäer, Bretonen und Seeleute aus Bristol lange vor den Neufundland-Bänken gefischt; die skandinavischen Expeditionen nach Neufundland und Kanada waren nicht ganz in Vergessenheit geraten, aber da man die Informationen nicht weitergegeben hatte, waren Form und Ausdehnung des Kontinents, wenn es denn einer war, noch immer unbekannt.

Obwohl man die brasilianische Küste 1500 gesehen hatte, geschah 30 Jahre lang nichts mehr. In den ersten Dekaden des 16. Jahrhunderts verzichtete man auf eine weitere Erforschung der Amazonas-Küste Brasiliens – vielleicht waren die frühen Berichte über die Rauheit des Geländes und des Klimas zu abschreckend ausgefallen; eine Besiedelung schien unmöglich. Die eigentliche Erforschung Mittelamerikas erfolgte von der Karibik aus und führte entlang der Südostküste der heutigen USA. Die ersten Landkarten (vgl. S. 133) zeigen eine Gruppe

von Inseln in der Karibik und dahinter einen langen, unzusammenhängenden Küstenstreifen.

Im Jahre 1508/09 setzten die Spanier über nach Yucatán, das sie für eine weitere Insel hielten; 1510 erreichten sie die Küste Floridas. Nach Ponce de Leóns Reise im Jahre 1513 stand fest, dass es nördlich von Kuba und westlich der Bahamas eine große Landmasse gab. Doch wie weit sie sich erstreckte, war noch bis in die 20er-Jahre des 16. Jahrhunderts unklar. Man glaubte, dies alles seien vor Asien gelegene Inseln oder Halbinseln, die zu Asien gehörten; man war der Meinung, es müsste möglich sein, eine Durchfahrt zu finden und so nach China zu gelangen. In diesem Augenblick führten einige aufsehenerregende Reisen zu einem neuen Weltbild.

Im September 1513 schlug sich der Konquistador Vasco Núñez de Balboa einen Weg durch die Tropenwälder auf dem Isthmus von Panama und erblickte den Pazifik (die »Südsee«). Im selben Jahr erreichten die Portugiesen den Río de la Plata. In atemberaubendem Tempo vermehrten sich die Kenntnisse, bis sie in der ersten Weltumsegelung durch den portugiesischen Seefahrer Magellan ihren Höhepunkt erreichten. 1517 erforschte der spanische Abenteurer Grijalva Yucatán und entdeckte zum ersten Mal keine »primitiven« Volksstämme, sondern eine unbekanntere Kultur.

Beim Lesen dieser Geschichte müssen wir also daran denken, dass man erst nach Cortés' Eroberung von Mexiko erkannte, dass sich von Panama bis Florida eine einzige Landmasse erstreckte. Hätte man dieses Wissen mit Kolumbus' letzter Reise und Cabrals Entdeckungszügen in Brasilien in Zusammenhang gebracht, hätte man gesehen, dass dieses Land weit über den Äquator hinausreichte. Doch wie weit erstreckte es sich in nördlicher Richtung? Und war es dieselbe Landmasse wie die, die etwas mit den Kabeljau-Fischzügen im hohen Norden zu tun hatte und die den Bretonen, Engländern und Skandaviern schon so lange bekannt war? Oder gab es irgendwo

offenes Gewässer, so dass man weiter bis nach Asien segeln konnte?

In den 20er-Jahren des 16. Jahrhunderts begann man Antworten auf diese Fragen zu finden. 1521 gingen spanische Kapitäne, die von Santo Domingo (Haiti) kamen, am Fluss Santee im heutigen South Carolina an Land. Anschließend erkundeten sie die Küste etwa von der Delaware Bay bis nach Saint Simon's Sound, ohne eine Passage zu entdecken. Mittlerweile war noch ein spanischer Lotse, von Norden kommend, an der Küste von Neu-England bis nach Long Island und an den Hudson gesegelt, hatte die Halbinsel von Manhattan erblickt, aber wiederum keine Durchfahrtsmöglichkeit ausfindig gemacht.

So erkannten die Spanier am Ende des Jahres 1525, dass sich zwischen Europa und Asien eine riesige Landmasse befand; sie wussten – Magellans Reise hatte den jetzt allseits bekannten Beweis erbracht –, dass es einen jenseitigen Ozean gab, der sogar noch größer war als der Atlantik. Obwohl die Pazifik-Küste von Südamerika und die Welt der Inkas noch unbekannt waren, nahm die Erde allmählich ihre moderne Gestalt an. »Indien«, wie die Spanier es nannten, war wirklich eine Neue Welt.

Erster Kontakt: Yucatán, 1517

Dies führt uns in die Zeit, in der sich Cortés auf Kuba aufhielt und sein geistiger Horizont noch begrenzt war. Gerüchteweise hörte man, jenseits, d. h. im Westen, gebe es noch andere Inseln. Doch der entscheidende Augenblick kam mit den beiden Forschungsexpeditionen nach Yucatán.

1517 ließ der spanische Kapitän Córdoba 110 Männer auf vier Schiffen an Bord gehen und erblickte am Kap Catoche zum ersten Mal die urbane Kultur der Mayas. Indianer paddelten in Kanus hinaus zu seinen Schiffen, stiegen an Bord, um Perlen und Kleidung auszutauschen, und die Spanier waren von ihrer ho-